

Michael Klein

## **Die Renaissance der Literaturkritik in den 1960er Jahren**

... mit diesem Titel habe ich meinen Beitrag für die Ankündigung dieser Tagung seinerzeit verkürzt und daher möglicherweise missverständlich überschrieben: – als ob diese Jahre für eine gänzlich uneingeschränkte Blütezeit der Literaturkritik gestanden wären. Das mag einem damals, verglichen mit dem Klima der vorausgegangenen fünfziger Jahre, der sich auf alle Lebensbereiche erstreckenden restaurativen Adenauer-Ära, vielleicht so vorgekommen sein. Und auch von heute aus, aus der Distanz zurückblickend, verklärt sich die Zeit zuweilen, wenn man sich das vergleichsweise große öffentliche Interesse an der Literaturkritik dieser Jahre noch einmal ins Gedächtnis ruft, begleitet zudem von einer bis heute nie wieder erreichten breiten Theoriediskussion, auch unter Beteiligung der seinerzeitigen Literaturwissenschaft.

In Wirklichkeit aber wissen wir, dass diese so genannte Renaissance in diesem Jahrzehnt nur die eine Seite eines sehr viel komplexeren Prozesses beschreibt, den von allem Anfang an zugleich auch etwas Zwiegesichtiges, Janusköpfiges auszeichnete und an dessen Ende Walter Boehlich ja nicht ganz überraschend in einem „Autodafé“ überschriebenem Text, veröffentlicht als Beilage der seitdem berühmten Nr.15/1968 der Zeitschrift *Kursbuch*, die pauschale Totsagung der bürgerlichen Literaturkritik verkündet hatte. Zitat:

*„Die Kritik ist tot. Welche? Die bürgerliche, die herrschende. Sie ist gestorben an sich selbst, gestorben mit der bürgerlichen Welt, zu der sie gehört, gestorben mit der bürgerlichen Literatur, die sie schulterklopfend begleitet hat, gestorben mit der bürgerlichen Ästhetik, auf die sie ihre Regeln gegründet hat, gestorben mit dem bürgerlichen Gott, der ihr seinen Segen gegeben hat...“*

An der These, die ich dieser Ankündigung damals in der Form des gewünschten ‚Abstract‘ vorangestellt habe, ändert diese Modifizierung nichts. Sie ist im Übrigen ja auch nicht neu. Ich habe sie lediglich in diesem Kontext noch einmal pointiert. Sie lautet – ich darf auch sie noch einmal zitieren:

*„Das Ansehen, aber auch die Leistung der Literaturkritik korrelieren in zumeist sehr direkter Weise mit den gesellschaftlichen Verhältnissen, aus denen heraus und auf die sie reagiert. Zeiten des Umbruchs, Zeiten einer noch unentschiedenen politischen, ästhetischen oder ganz*

*allgemein weltanschaulichen Neuorientierung sind dazu geeignet sie zu befördern; Zeiten eines vermeintlichen oder diktierten Konsenses dagegen lassen sie eher überflüssig erscheinen und führen über einen längeren Zeitraum zu ihrer Marginalisierung.“*

An diese Zusammenhänge und Abhängigkeiten am Beispiel des jetzt, zu Beginn der sechziger Jahre, plötzlichen neuen Interesses an der Literaturkritik noch einmal zu erinnern, nicht zuletzt auch um so, vor diesem Hintergrund, ihre spätere Entwicklung in den achtziger Jahren und bis heute deutlicher, mögliche Differenzen zur Gegenwart sichtbar werden zu lassen, darum wird es also in den folgenden Anmerkungen gehen. Kein nostalgischer Rückblick also, sondern der Versuch einer Rekapitulation, eine rückblickende Bestandsaufnahme von Fakten und Einsichten, im Einzelnen nicht neu, da und dort, vor allem und sehr früh schon von Peter Uwe Hohendahl in jüngerer Zeit vor allem von Oliver Pfohlmann, aber auch von mir selbst in verschiedenen Zusammenhängen bereits benannt.

Wenn also die sechziger und frühen siebziger Jahre des vorigen Jahrhunderts – bei aller unterschiedlichen Einschätzung ihrer sonstigen Bedeutung und trotz aller notwendigen Einschränkungen auf die eingangs hingewiesen wurde, dennoch allgemein bis heute, als die wichtigsten Jahre in der Geschichte der deutschsprachigen Literaturkritik nach 1945 gelten, eben als eine Zeit der gesellschaftlichen Umbrüche und Aufbrüche, die sich auch auf das Selbstverständnis, das Außenverständnis und die Nachfrage der journalistischen Literaturkritik auswirkten, so kann dies, angesichts der zuvor aufgestellten These, nicht eigentlich überraschen, sondern bestätigt diese vielmehr. Im Einzelnen komme ich darauf noch zurück. Es sind damit zugleich auch bereits die Gründe benannt, die erklären helfen, weshalb es jetzt, oder besser gesagt: erst jetzt, Anfang der sechziger Jahre, fast zwanzig Jahre nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs, dazu kam. Dies wiederum erklärt sich nämlich, so gesehen, weitgehend schlüssig aus der vorangegangenen politischen Geschichte Deutschlands und deren nachhaltigen Auswirkungen auf das gesamte gesellschaftliche und kulturelle Leben auch noch der Zeit nach dem Krieg, bis gegen Ende der fünfziger Jahre, - was im Übrigen auch aus dieser Perspektive noch einmal deutlich macht, dass es die oft beschworene ‚Stunde Null‘ so nie gegeben hat.

Ein kurzer Blick zurück.

Ein wichtiges Datum, eben wegen der angesprochenen Konsequenzen, die es noch für Jahre über das Kriegsende hinaus haben sollte, auch wenn die Zusammenhänge den meisten Beteiligten vermutlich nicht mehr immer bewusst waren, war das nationalsozialistische

Verbot der Kunstkritik, einschließlich der Literaturkritik aus dem Jahr 1936. Ich zitiere einen etwas längeren Absatz aus dem „Erlaß des Reichsministers Dr. Goebbels über die Neugestaltung der Kunstkritik“ vom 27. November:

*„Die Kunstkritik ist im Rahmen der Neuformung des deutschen Kulturlebens eine der Fragen, deren Lösung am dringlichsten, aber auch am schwierigsten ist. Ich habe seit der Machtergreifung der deutschen Kunstkritik vier Jahre Zeit gelassen, sich nach nationalsozialistischen Grundsätzen auszurichten. Die wachsende Zahl der Beschwerden über die Kunstkritik sowohl aus den Reihen der Kunstschaffenden selbst, als auch aus allen anderen Teilen der Bevölkerung gaben mir vor einem Jahre Veranlassung, eine Kritikertagung einzuberufen. Ich habe auf dieser Kritikertagung den deutschen Kritikern Gelegenheit gegeben, sich mit den namhaftesten Vertretern des deutschen Kunstschaffens ausführlich über das Problem der Kunstkritik auszusprechen, und abschließend selbst meine Auffassungen zur Kunstkritik noch einmal unmißverständlich dargelegt. [...].  
An die Stelle der bisherigen Kunstkritik, die in völliger Verdrehung des Begriffes "Kritik" in der Zeit jüdischer Kunstüberfremdung zum Kunstrichtertum gemacht worden war, wird ab heute der Kunstbericht gestellt ; an die Stelle des Kritikers tritt der Kunstschriftleiter. Der Kunstbericht soll weniger Wertung, als vielmehr Darstellung und damit Würdigung sein. Er soll dem Publikum die Möglichkeit geben, sich selbst ein Urteil zu bilden, ihm Ansporn sein, aus seiner eigenen Einstellung und Empfindung sich über künstlerische Leistungen eine Meinung zu bilden. Wenn ich eine derartig einschneidende Maßnahme treffe, dann gehe ich dabei von dem Gesichtspunkt aus, daß nur der kritisieren darf, der auf dem Gebiet, auf dem er kritisiert, wirkliches Verständnis besitzt. [...] Die großen Kritiker des vorigen Jahrhunderts wollten nur Diener am Kunstwerk sein. Sie gaben Rechenschaft mit der Achtung und der Ehrfurcht vor der Leistung des anderen, aber sie warfen sich nicht zum unfehlbaren Richter über fremde Leistung auf. Dies blieb den jüdischen Literaten von Heinrich Heine bis Kerr überlassen, auf die die bisher noch übliche Form der Kunstkritik zum Teil zurückgeht.“<sup>1</sup>*

Mit dieser Anordnung hatten die Nationalsozialisten auf die zum Teil äußerst heftigen kunst- und literaturkritischen Auseinandersetzungen zwischen links und rechts, zwischen einer konservativ- völkisch orientierten und einer marxistischen Kritik in der Zeit der Weimarer Republik reagiert, Auseinandersetzungen, von denen man zurecht verstanden hatte, dass beide Seiten damit sehr viel weiterreichende, gesellschaftspolitische Ziele verfolgten. Mit anderen Worten: man reagierte mit diesem Erlass auf eine Phase in der Geschichte der deutschen Kunst- und Literaturkritik des zwanzigsten Jahrhunderts, in der diese, sowohl von ihrem ästhetisch-theoretischen Anspruch her als auch wegen ihres immer gesamtgesellschaftlichen Ansatzes, als eine wichtige Stimme in den sich zunehmend weltanschaulich polarisierenden Debatten gegen Ende der zwanziger, Anfang der dreißiger Jahre gegolten hatte.

Daran, an diese Tradition nach dem Ende des Krieges unmittelbar wieder anzuknüpfen, war, anfangs aus der Sicht der Siegermächte, die derartige weitgehend weltanschaulich

---

<sup>1</sup> Anordnung des Reichsministers für Volksaufklärung und Propaganda über Kunstkritik vom 27.11.1936. Abgedruckt in: Joseph Wulf (Hrsg.): *Die Bildenden Künste im Dritten Reich. Eine Dokumentation*. Reinbek: Rowohlt 1966. S. 127f. (= rororo Taschenbuch, Nr.806-808).

geleiteten Diskussionen bei der Verfolgung ihrer eigenen Re-educationpolitik als hinderlich empfanden, später, nach 1949, aber auch aus der Sicht vieler Schriftsteller, vor allem aber der meisten Kritiker, jedenfalls zunächst, nicht wirklich erwünscht. Soweit es die Schriftsteller betrifft, so sei beispielsweise daran erinnert, dass Hans Werner Richter in seiner Funktion als Mentor und Organisator der Gruppe 47, deren „wesentliches Element“, zumal in den frühen Jahren ja gerade „das kritische Gespräch über Literatur“ war, jede grundsätzlichere Diskussion über Fragen nach deren „gesellschaftlicher Relevanz“ innerhalb dieses Kreises zugleich vehement ablehnte und lange Zeit, eben bis in die frühen sechziger Jahre, auch erfolgreich zu verhindern wusste<sup>2</sup> - offensichtlich, sonst wäre dies nicht möglich gewesen, weil mitgetragen von der Mehrheit ihrer ‚Mitglieder‘, die es nach beinahe zehn Jahren des Kritikverbots vielleicht auch verlernt hatten, derartige Diskussionen zu führen und sie daher möglicherweise sogar selbst fürchteten.

Von heute aus gesehen war es vermutlich dieser, wenn auch nicht als solcher empfundene, Verzicht auf eine, über eine ‚werkimmanente‘ Kritik hinausgehende, grundsätzlichere Diskussion künstlerischer Fragen in einem größeren gesellschaftlichen Kontext, der es der Gruppe als Gruppe ermöglichte, zwanzig Jahre lang das literarische Leben der Bundesrepublik beinahe unangefochten zu prägen.

Wenn andererseits genau diese Haltung schließlich Mitte der sechziger Jahre entscheidend auch zu ihrem Ende mit beigetragen hat, so bezeichnet dies die Kehrseite desselben Phänomens und markiert damit zugleich das Ende der westdeutschen Nachkriegszeit. Anders formuliert: Das Ende der Gruppe 47 ist zugleich auch zu verstehen als Ausdruck der endgültigen Absage an einen vorgeblich oder künstlich geschaffenen gesellschaftlichen Konsens der fünfziger Jahre, der in Wirklichkeit schon längst keiner mehr war.

Ein ähnlicher Verzicht auf eine wirklich kritische Auseinandersetzung mit ihrem Gegenstand, der Literatur, zeichnete auch die offizielle Literaturkritik dieser frühen Nachkriegsjahre in den großen deutschsprachigen Tages- und Wochenzeitungen aus, wobei differenzierend zu ergänzen ist: ähnlich im Ergebnis, bei unterschiedlichen Intentionen. Denn während die durchwegs jungen Autorinnen und Autoren rund um die Gruppe 47 aus der „Erfahrung eines politisch fremd gesteuerten Literatursystems während der NS-Zeit“<sup>3</sup> den Neuanfang zunächst

---

<sup>2</sup> Vgl. Heinz Ludwig Arnold „...dann kann hier jemand nicht mehr kritisieren!“ *Kritik in der Gruppe 47 - Unsystematischer Versuch einer Annäherung*. In: *Dichter und Richter. Die Gruppe 47 und die deutsche Nachkriegsliteratur*. Ausstellungskatalog der Akademie der Künste. Berlin 1988. s. 80 -90. Hier: S. 80f.

<sup>3</sup> Oliver Pfohlmann: *Literaturkritik in der Bundesrepublik. Konservative Kritik der 1950er Jahre*. In: Tomas Anz u. Rainer Baasner (Hrsg.): *Literaturkritik. Geschichte, Theorie, Praxis*. München: C.H. Beck 2004(= becksche reihe). S.160 – 191. Hier: S. 160.

in einem von der Politik unbelasteten Raum zu verwirklichen suchten, war die Literaturkritik dieser Jahre von allem Anfang an dezidiert nach rückwärts orientiert und suchte den Anschluss an eine vermeintlich ideologiefreie, allein der Kunst verpflichteten Vergangenheit. Zu den bekanntesten Kritikerpersönlichkeiten damals zählten, stellvertretend und in alphabetischer Reihenfolge, Günter Blöcker, der Freiburger Romanist Ernst Robert Curtius, Hans Egon Holthusen, Karl August Horst, Kurt Ihlenfeld, Karl Korn, der Schweizer Max Rychner und nicht zuletzt Friedrich Sieburg. Ihnen allen mehr oder weniger gemeinsam war ein Verständnis der Profession des Kritikers als Wegweiser, als Richtungsweiser hin zu einer zeitlosen, d. h. auch die Zeit überdauernden ‚hohen‘ Literatur, die sich selbst als autonom versteht und auch so verstanden wurde, was bedeutete, dass das gesellschaftliche Umfeld, etwa mit Blick auf die Entstehungs- oder auch die Vermittlungsbedingungen der besprochenen Werke von der Kritik weitgehend ausgeblendet wurden. Erinnerung sei in diesem Zusammenhang an das bekannte Dictum von Ernst Robert Curtius: *„Kritik ist die Literatur der Literatur. Oder deutlicher: Kritik ist die Form der Literatur, deren Gegenstand die Literatur ist.“* – womit auch von dieser Seite der Anspruch der Kritik als einer autonomen kritischen Instanz verteidigt wurde. Wichtigster Maßstab sind dieser Kritik die Werke der Klassik und der bereits klassisch gewordenen Moderne. Allein aus dieser Klassizität leitete sie ihre Wertungskriterien ab, die so nicht weiter befragt zu werden brauchten weil sie sich aus sich selbst verstanden. Oliver Pfohlmann erinnert in diesem Zusammenhang an Hans Egon Holthusen und dessen Einleitung zu seiner Sammlung „Ja und Nein. Neue kritische Essays“ aus dem Jahre 1954, in der es hierzu ausdrücklich heißt:

*“Wo die großen dichterischen und kritischen Autoritäten der Vergangenheit mit Verstand gelesen werden, wo das Verhältnis des Kritikers zum Klassischen und Musterhaften noch nicht gleichgültig geworden ist, da sind Maßstäbe immer schon gegeben.“*

Wie zutiefst nicht nur konservativ sondern reaktionär diese Haltung vieler der genannten Kritiker tatsächlich war, belegen im Übrigen insbesondere die gleichzeitigen Attacken auf die jetzt entstehenden ersten Werke einer jüngeren Generation rund um die Gruppe 47, der man zumeist generell ablehnend, ja zum Teil mit Verachtung gegenüberstand.

Dass dies im Übrigen auch weitestgehend für die Literaturwissenschaft dieser Jahre galt, sei hier, weil nicht direkt zum Thema gehörend nur am Rande erwähnt: Auch hier der Rückzug auf die Geschichte des Faches einerseits und auf das „Sprachliche Kunstwerk“ an sich und seine vermeintliche rein „werkimmanente“ Interpretation andererseits, bei gleichzeitiger vollkommener Nichtbeachtung der Gegenwartsliteratur. Eine Literaturwissenschaft als kritische Wissenschaft, wie es sie in Ansätzen in der Zwischenkriegszeit durchaus schon

gegeben hatte (Franz Mehring, Leo Balet, Walter Benjamin), blieb vom bürgerlich-konservativen Wissenschaftsbetrieb der fünfziger Jahre weithin ausgeklammert. Zusammenfassend ist daher festzuhalten, dass sich beide die Literatur vermittelnden Institutionen der Nachkriegszeit, die Hochschulgermanistik wie auch die journalistische Literaturkritik, an einer ideologiekritischen Diskussion und Aufarbeitung der eigenen Geschichte ebenso wenig interessiert zeigten wie auch an den allgemeinen politischen Implikationen, die die furchtbaren Irrtümer des Nationalsozialismus möglich gemacht hatten. Und dies bis Ende der fünfziger und, soweit es die Germanistik betrifft, sogar noch bis in die Mitte der sechziger Jahre. (Lämmert: Germanistik, eine deutsche Wissenschaft, 1967)

An diese Voraussetzungen zu erinnern, an das nationalsozialistische Verbot der Kunstkritik und seine lange Wirkung über das Ende des Krieges hinaus einerseits, aber auch an dessen offenbar weitgehende Internalisierung durch eine breite Öffentlichkeit der bundesrepublikanischen Nachkriegsgesellschaft, erscheint notwendig, um das geradezu emphatische generelle Bedürfnis nach Kritik zu verstehen, das sich jetzt, um die Wende zu den sechziger Jahren plötzlich überall artikulierte. Warum dies gerade jetzt geschah oder auch: warum erst jetzt, darüber ist viel diskutiert und geschrieben worden. Und vermutlich greift jede Antwort für sich allein genommen zu kurz. Dennoch scheint es einen gemeinsamen Nenner zu geben, auf den sich die verschiedenen Erklärungsversuche verständigen können: Ausgelöst und wesentlich mitgetragen wurde diese auch noch von heute aus als paradigmatisch zu verstehende gesellschafts- und kulturpolitische Wende, die die sechziger Jahre auszeichnen, in erster Linie durch einen Generationswechsel, d.h. mit dem Erwachsenwerden der ersten Nachkriegsgeneration, deren Vertreterinnen und Vertreter nicht mehr persönlich und schon garnicht schuldhaft an den Verbrechen des Zweiten Weltkriegs und seiner Vorgeschichte beteiligt waren.

Es kann an dieser Stelle nicht darum gehen, die Diskussionen, die Illusionen und Fehleinschätzungen der verschiedenen Beteiligten und Gruppen an und in diesem Prozess des Versuchs einer gesellschaftspolitischen Neuorientierung in allen Details nachzuzeichnen, geschweige sie denn bewerten zu wollen. So viel aber wird man sagen können und das macht vermutlich, trotz aller Kritik vor allem auch wieder in jüngerer Zeit, auch heute noch ihre Faszination aus: Die sechziger Jahre standen und stehen für eine breite öffentlich geführte Diskussion und eine Bereitschaft zur Kritik, anfangs auch der Selbstkritik, wie sie in den letzten fünfundzwanzig Jahren vorher nicht gekannt und nachher, bis heute, nicht wieder erreicht wurden. Wobei, das scheint noch wichtig zu ergänzen, Kritik immer als eine Einheit in einem gesamtgesellschaftlichen Interesse verstanden wurde, was bedeutete, dass zwischen

einer Kritik im politischen, im sozialen oder eben als Kunst- oder Literaturkritik prinzipiell jedenfalls nicht unterschieden wurde.

Erste Stimmen, die ein neues Selbstbewusstsein und Selbstverständnis auch der journalistischen Literaturkritik forderten, kamen aus der Gruppe 47, in der im Laufe der Jahre auch eine neue Kritikergeneration herangewachsen war, unter einander verbunden zum Einen in ihrer grundsätzlichen Distanz gegenüber einer vorangegangenen Generation, deren weltanschauliche Sozialisation und deren zumindest frühere politische Orientierung noch in die Zeit des Nationalsozialismus zurück reichten, dann aber auch durch ein „wachsendes Bedürfnis nach Legitimation der eigenen Profession nach außen durch die Begründung von [überprüfbaren] Wertungsmaßstäben“<sup>4</sup>. Auch für sie seien mit Reinhard Baumgart, Walter Höllerer, Walter Jens, Hans Mayer, Marcel Reich-Ranicki, Fritz J. Raddatz und Heinrich Vormweg stellvertretend die bekanntesten genannt. Ihr Engagement, ihr Einsatz vor allem für die junge und jüngste Literatur kamen insbesondere einer Generation entgegen, die ohnehin dabei war sich von den geistigen Leitbildern der Vätergeneration zu befreien und zu deren neuen Vorbildern jetzt bevorzugt die eher dem linken politischen Spektrum zuzuordnenden Schriftsteller wie Heinrich Böll, Hans Magnus Enzensberger, Günter Grass oder Martin Walser zählten. Beides zusammen hatte jedenfalls zum Einen ein sprunghaftes Anwachsen des literarischen Marktes zur Folge und beförderte damit zum Zweiten zugleich auch das Interesse an bzw. die Nachfrage nach der sie begleitenden Kritik - anfänglich ganz in dem Sinne wie es Dieter Wellershoff später in anderem Zusammenhang formuliert hat: Literatur und Kritik fungierten ersatzweise und stellvertretend als ein der Praxis beigeordneter Simulationsraum für ein fiktives Handeln mit Blick auf die angestrebten gesellschaftlichen Veränderungen, die im Augenblick noch nicht erreichbar waren.

Nur dies erklärt, warum die Printmedien ihr diesbezügliches Angebot jetzt plötzlich in einer Weise erweiterten, wie es das bisher nicht gegeben hatte und wie es bis heute in vieler Hinsicht auch nicht wiederholt wurde.

So richtete beispielsweise erst jetzt, Anfang der sechziger Jahre, das Nachrichtenmagazin *Der Spiegel* eine wöchentliche Kolumne für Buchkritik ein. In einer 1969 in Buchform erschienen Auswahl dieser Besprechungen erläuterte der Herausgeber Rolf Becker dies in einer Vorbemerkung, die in gewisser Weise als repräsentativ für das neue Verständnis von Literaturkritik verstanden werden kann:

*„Buchkritik, die Auswahl sollte es zeigen, wird hier nicht nur als ästhetisches Rasonnement, als Fachreferat, Novitätenchronik oder Geschenkkäuferberatung verstanden, sondern auch*

---

<sup>4</sup> Pfohlmann, a.a. O., S.168

und vornehmlich als Anlaß zu weiter ausgreifendem, zeitanalytischem und politischem Kommentar.“<sup>5</sup>

Die Wochenzeitung *Die Zeit*, um ein anderes Beispiel zu nennen, ließ in den sechziger Jahren zuweilen Bücher, die die Redaktion für wichtig hielt, gleich von mehreren Kritikern und zwar durchaus kontrovers besprechen. So lassen sich im „Innsbrucker Zeitungsarchiv“ beispielsweise zu Heinrich Bölls Roman „*Ansichten eines Clowns*“ (1963) allein aus dieser Zeitung – zugegeben eine Ausnahme – gleich neun Kritiken nachweisen.

Mehrfachbesprechungen aber finden sich in diesen Jahren etwa auch zu Uwe Johnson oder Günter Eich.

In der *FAZ*, der *Frankfurter Allgemeinen Zeitung*, in der es Buchbesprechungen bis 1966 lediglich in der Samstagbeilage gab, erscheint von nun an unter der Rubrik „Büchertagebuch“ täglich mindestens eine weitere Buchkritik. Und schließlich als vielleicht sichtbarstes Zeichen für das wieder gewonnene Ansehen der Literaturkritik im Bereich der Printmedien erscheint am 19. März 1964, konzipiert als deutsches Parallelunternehmen zum französischen *Figaro Littéraire*, zum englischen *Times Literary Supplement* und zur *New York Times Book Review*, die erste Nummer der *Welt der Literatur*, als vierzehntägige Beilage der Tageszeitung *Die Welt*. (Zitat Alfred Starkmann in einem Gedenkartikel an dieses Ereignis aus dem Jahr 1996): „Eine eigene Zeitung nur über Literatur [...], wie es sie seitdem nie wieder gegeben hat.“<sup>6</sup>

Hinzu kamen noch zahlreiche weitere neue und umfangreiche Literaturbeilagen, etwa zur Buchmesse im Herbst, zu Weihnachten und zu Ostern in allen größeren Tages- und Wochenzeitungen, eine Vielzahl von Büchersendungen der verschiedenen Rundfunk- und Fernsehanstalten sowie diverse Zeitschriftenneugründungen, beispielsweise das schon erwähnte, von Hans Magnus Enzensberger herausgegebene, *Kursbuch*, die Zeitschrift für Literatur und Kritik *Kürbiskern* oder der im Wagenbach Verlag erscheinende *Tintenfisch*. Und noch eine allerletzte Anmerkung in diesem Zusammenhang: Auf breiter Basis systematisch sammelnde Dokumentationsstellen für Literaturkritik – das gilt jedenfalls für die drei größten derartigen Einrichtungen im deutschen Sprachraum: die Autoredokumentation der Stadt- und Landesbibliothek Dortmund, die Zeitungsausschnittsammlung des deutschen Literaturarchivs in Marbach sowie auch für das Innsbrucker Zeitungsarchiv - gibt es erst seit Anfang der sechziger Jahre.

---

<sup>5</sup> Rolf Becker (Hrsg.): *Literatur im Spiegel*. Reinbek: Rowohlt 1969. Hier S. 12.

<sup>6</sup> Alfred Starkmann: „*Lesen ist eine edle, nützliche und ergötzliche Sach*““. *Eine eigene Zeitung nur über Literatur entstand, wie es sie seitdem nie wieder gegeben hat*. In: *Die Welt*, 2.4.1996.



Was diese Jahre aber noch einmal, zusätzlich in ihrer Besonderheit auszeichnet, war, dass all diese Initiativen und Aktivitäten von Anfang an begleitet wurden von einem ebenso starken Bedürfnis nach einem von der Theorie geleiteten Metagespräch: über die Funktion, die Aufgaben der Literaturkritik in und für die Öffentlichkeit, über das Selbstverständnis und das Rollenverständnis des Kritikers sowie vor allem über die Methoden und Kriterien der Bewertung. Aber während man zu Anfang des Jahrzehnts noch davon überzeugt war, dass die erkannten Defizite in der Vergangenheit lediglich ein Problem der Methode seien, für die in erster Linie der Faschismus und dessen Nachwirkungen verantwortlich zu machen seien – so auch noch Walter Boehlich 1964 – wurden schon bald unter dem immer stärker werdenden Einfluss der Neuen Linken die Stimmen immer lauter, die darauf bestanden, dass es vor allem darauf ankäme, auch die Literaturkritik nicht losgelöst von den sie bedingenden politischen Rahmenbedingungen zu diskutieren. Ihre Funktion im Prozess der angestrebten gesellschaftlichen Veränderungen – um die allein gehe es, und nicht um irgendwelche abgehobenen ästhetischen Debatten - sei ohne vorausgehende genaue Analyse der komplexen Abhängigkeiten nicht nur ohne jede Relevanz, sondern im Gegenteil als kontraproduktiv einzuschätzen, weil sie die tatsächlichen Verhältnisse nur verschleierten. Es gehe daher zunächst darum, sich die Bedingungen und Möglichkeiten der Kritik in einer kapitalistischen Gesellschaft bewusst zu machen, in der selbstverständlich auch die Literatur so wie das gesamte Buch- und Verlagswesen letztlich den Gesetzen des Marktes unterworfen seien und in der die sie begleitende Kritik damit immer Gefahr laufe, vor allem diesen zu bedienen, ob sie es will oder nicht.

Da aber angesichts der bestehenden Machtverhältnisse die angestrebten politischen Veränderungen nicht durchzusetzen waren, andererseits sich der laufende Literaturbetrieb davon kaum beeindruckt zeigte, geriet schließlich dieser insgesamt unter den Generalverdacht der Stabilisierung des bestehenden Systems, was schließlich die bereits angesprochene Totsagung der bürgerlichen Literatur und mit ihr auch der Literaturkritik zur Folge hatte - was im Übrigen vermutlich keineswegs nur provokant gemeint war. Jedenfalls lässt sich für die unmittelbar folgenden Jahre ein durchaus messbarer Rückgang an belletristischen Veröffentlichungen, insbesondere an lyrischen Buchpublikationen feststellen, bei einer gleichzeitigen deutlichen Zunahme von Sach- und Fachbüchern aus den Bereichen Politik und Soziologie.

Welche Bilanz lässt sich ziehen? Versucht man die Entwicklung der Literaturkritik in den sechziger Jahren auf den Begriff zu bringen, so ließe sich resümieren: Sowohl ihre Hochschätzung in der ersten Hälfte des Jahrzehnts wie auch ihre pauschale Verdächtigung

und das schließliche *Autodafé* am Ende erklären sich aus einer maßlosen Überschätzung ihrer tatsächlichen Möglichkeiten. Der anfängliche Glaube an ihre unmittelbare Gesellschaft verändernde Kraft und die überzogene Enttäuschung über das Nichtfunktionieren bezeichnen lediglich die beiden Kehrseiten des gleichen übersteigerten Idealismus, der die Literatur in ihrer Geschichte, die Kunst überhaupt ebenso wie die sie begleitende Kritik immer wieder und gerade in Umbruch- und Aufbruchszeiten in schwere Bedrängnisse gebracht hatten. Die Geschichte der Zensur liefert dafür zahllose Beispiele. Womit andererseits aber nicht gesagt werden soll, dass die vielen Diskussionen, deren Gegenstand die Literaturkritik in diesen Jahren war, umsonst gewesen seien. Im Gegenteil. Beim Wiederlesen beeindruckt auch heute noch das reflexive Niveau, mit denen diese damals geführt wurden. Inwieweit sie heute, im Zeitalter des Internet und damit in einer noch einmal deutlich diversifizierten Medienlandschaft auch noch gelten ist eine andere Frage.

Abschließend aber auch noch ein Wort zur Rolle der Literaturwissenschaft und ihrer Beteiligung an diesem Diskussionsprozess die Stellung und Bedeutung der Literaturkritik betreffend. Dass sie sich daran beteiligt hat, wurde schon gesagt, nicht flächendeckend und mit einer gewissen Verzögerung zwar, aber in einigen Stellungnahmen doch mit einem klaren Bekenntnis zu ihr. Anfangs waren das vor allem, der erst kürzlich verstorbene Jörg Drews, dann Peter Uwe Hohendal, der Herausgeber der bisher umfangreichsten Geschichte der Literaturkritik, Eberhard Lämmert und Norbert Mecklenburg, denen etwas später, altersbedingt, noch Thomas Anz hinzuzuzählen ist. Die Forderung von Eberhard Lämmert aus dem Jahre 1973, „den philologischen Fachbereichen einiger Hochschulen [...] auch Institute für Literaturkritik beizuordnen“ und der nur wenig später daran anschließende „Vorschlag“ von Norbert Mecklenburg, die Literaturkritik als „literaturwissenschaftliche Sonderdisziplin“ zu institutionalisieren, beides war vermutlich auch damals auf breiter Ebene allein schon aus ökonomischen Gründen wenig realistisch. Als Ausdruck einer wesentlich veränderten, neuen Haltung zumindest von Teilen der seinerzeitigen Germanistik gegenüber der Tageskritik bleiben sie allemal bezeichnend.